

durch Licht gegenüber der elektrischen Stimulation, die immer auch Nervengewebe schädigt, durch die Veränderung von Erb- information aufgewogen werden können, zumal die genetische Veränderung von Organismen schwer abschätzbare längerfris- tige Risiken birgt.

Wir gehen einer Zukunft entgegen, in der Technisches und Or- ganisches, ‚Menschliches‘ und ‚Menschliches‘ interagieren wird, in der die Invasiv- ität von Technischem in das Organische zunehmen wird. Ob wir in- teraktiv sein werden und wie dann u- nterstützung durch Technologie aussehen wird, wird die Zu- kunft zeigen. Ob und wie wir unsere Gehirne verfügbar machen wollen, um sie an technische Geräte ‚anschießen‘ zu können, muss jetzt schon beginnen. Wir müssen diskutieren, welche Risiken wir einzuge- hen bereit sind – und ob es Pfade in diesem Neuland gibt, die wir möglicherweise nicht beschreiten wollen.

erschienen in der FfF-Kommunikation,
herausgegeben von FfF e.V. - ISSN 0938-3476
www.fiff.de

Referenzen

Baylis, F. (2013): "I am who I am": On the perceived threats to personal identity from deep brain stimulation. *Neuroethics* 6(3), 513–526. <http://link.springer.com/article/10.1007/s12152-011-9137-1>

Dubiel, H. (2006): *Tief im Hirn*. München: Kunstmann.

Fuchs, T. (2006): Ethical issues in neuroscience. *Curr Opin Psychiatry* 19, 600–607.

...gains, altering minds. *Journal of Medi-*

...not us. *Bioethics* 23, 321–329.

Anmerkung

- 1 Der Artikel basiert auf einer früheren Version des Textes, die im „Dossier Bioethik“ der Bundeszentrale für politische Bildung erschienen ist; er entstand im Rahmen einer Förderung durch das Exzellenzcluster BrainLinks-BrainTools der Universität Freiburg (EXC 1086).



Karin Harrasser

Parahumane Konstellationen von Körper und Technik

Aktive Mimesis und tumultöse Partnerschaften

Der Artikel entwickelt einen Zugang zum Verhältnis von Organischem und Technischem, Menschen und Maschinen, der ein Diesseits von Überschreitungs- oder Optimierungsnarrativen sucht. Bezugnehmend auf Theoretikerinnen wie Zoÿ Sofoulis und Donna Haraway, aber auch mit Blick auf literarische und historische Beispiele, wird argumentiert, dass das Verhältnis von Körper und Technik ein nicht-teleologisches ist und auch nicht in einem (simplifizierten) Verständnis von Evolution aufgeht. Aus einer praxeologischen Perspektive sind Prozesse einer situierten, aktiven Mimesis zwischen dem Körper und seiner technischen Umwelt von Interesse, aber auch jene Art von Partnerschaft in Tumult, die sich je neu und anders in der Zusammenkunft von Akteuren aus Fleisch und Blut und solchen aus anorganischen Bestandteilen ergibt.

Die fortgesetzte Vermischung von Körpern und Maschinen, wie wir sie derzeit beobachten, läuft nicht schicksalhaft auf eine restlose Vertilgung des Biologischen hinaus, wie es die Transhumanisten projektieren, aber Technik ist ebenso wenig neutral. Mit Bruno Latour gesprochen: Wir delegieren fortlaufend kognitive und physiologische Prozesse an ganze Netzwerke von Dingen, wir tun das auch schon sehr lange und leben folglich in einem technowissenschaftlich-biologischen Milieu, in dem diese Geschichte eingelagert ist. Nichts präjudiziert jedoch, dass die Technisierung des Körpers der Linie der Optimierung, Leistungssteigerung und Updatekultur folgen muss. Aktuelle Erzählungen über die Verbindung von Menschen und Maschinen suggerieren das, wenn sie sich ornamental um eine Aufstiegslinie von Reparatur zu Verbesserung, von Therapie zu *enhancement* ranken. Sie sind zudem mit ökonomischen Motiven durchsetzt: Sowohl das Ethos der unternehmerischen Selbstverbesserung als auch Utopien der Wahrnehmungssteigerung und der Vernetzung verbinden sich mit selbsterfüllenden Prophezeiungen einer globalen Wachstumsideologie.

Erzählungen von Vermischungen

Wie kann man Mensch-Maschine-Verhältnisse anders angehen? Mir scheint, in Kenny Fries' Buch *The History of My Shoes and*

the Evolution of Darwin's Theory wird sie erahnbar.¹ Kenny Fries wurde – ganz ähnlich wie der inzwischen aus anderen Gründen sehr bekannte, südafrikanische Läufer Oscar Pistorius – mit erheblich deformierten unteren Extremitäten geboren. Während die Eltern von Oscar Pistorius beschlossen, die Beine ihres Kindes amputieren zu lassen, um ihm ein möglichst „normales“ Aufwachsen zu ermöglichen – ein Kind, das von klein auf mit Prothesen zu gehen lernt, bewegt sich „normaler“, unauffälliger als eines im Rollstuhl; während also die Eltern von Pistorius sich für den radikalen Eingriff und für die technische Lösung entschieden haben, entschieden Kenny Fries' Eltern sich für den langen und mühevollen Weg, mit Hilfe orthopädischer Operationen die Beine gehfähig zu machen. Fries verbrachte sehr viel Zeit seiner Kindheit im Krankenhaus, mit dem Resultat, dass er sich selbstständig fortbewegen kann, aber sichtbar „anderskörperlich“ blieb. In seinen Erzählungen und Gedichten schreibt er über diese Reise von einem Körper in einen anderen und über viele weitere, die er im Laufe seines Lebens unternommen hat. Insbesondere berichtet er über Reisen und Wanderausflüge, die er alleine oder mit seinem Freund unternommen hat. Was an seinen Erzählungen bemerkenswert ist, ist, dass er einen Aspekt bei Darwin betont, und der gerne heruntergespielt wird, nämlich, dass „Anpassung“ immer auf ein Milieu bezogen ist, es also keine allgemeine Anpassung oder Evolution gibt, sondern nur eine spezifische. Anpassung und „Fitness“ ist – auch bei Darwin – relational und



Oscar Pistorius during 2011 World championships

Foto: Erik van Leeuwen – www.erki.nl, GFDL, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=16303250>



Kenny Fries, 1994, by Robert Giard,

© Jonathan G. Silin,
thanks to Kenny Fries

situationsspezifisch gedacht. Fries nimmt diesen Gedanken auf, wenn er beschreibt, wie er auf einer bestimmten Bergtour seinem Partner überraschend überlegen ist, weil seine orthopädischen Schuhe sich perfekt als Hilfsgeräte auf Leitern auf einem Klettersteig nutzen ließen, während die Leitern über dem steilen Abhang seinen „normalkörperlichen“ Freund an den Rand der psychischen und körperlichen Belastung brachten. Ähnlich erging es ihm beim *rafting* im Grand Canyon: In diesem speziellen „Milieu“ hatte er einen körperlichen Vorteil, z. B. weil er seine Beine gut im Kanu unterbringt und seine steife Hüfte ihm Stabilität gibt. Kenny Fries widmet sich gleichermaßen präzise wie lakonisch all den Vorgängen rund um die Bewegung auf dem Fluss: Dem Ein- und Aussteigen mit Hilfe von improvisierten Rampen, der Logistik zwischen Neoprenanzug, Stock und Schuhen, dem Über-den-Fluss-getragen-Werden und den neuen Fertigkeiten, die ihm im Umgang mit Gerät, Fluss und Felsen erwachsen. Die Idee der Fitness, der Anpasstheit, ja selbst einer Überlegenheit, kippt durch die Einschränkung auf ein bestimmtes Milieu niemals in die Entwertung von weniger „Fitten“ oder in einen Imperativ der Selbstverbesserung: Das „Besser“ beschränkt sich selbst, bleibt situativ oder besser: *situier*t. Es geht stets um eine *bestimmte Praxis* in einem *bestimmten Milieu*, die aber Genuss, *jouissance*, bringt und, ja, ein Erleben von Können; von Können allerdings, als ein teilsouveränes Verhältnis zu einer *bestimmten* technisch-biologischen Umwelt. In Kenny Fries' Erzählungen wird außerdem kenntlich, wie sich Handlungsfähigkeit auf ganz unterschiedliche Akteure verteilt. Manche davon sind menschlich, manche technisch, manche gehören der gewordenen Umwelt an. All diese Agentien wirken aufeinander ein, modifizieren einander und ergeben komplizierte Choreographien. Ohne Pathos kommt so ein Jenseits des Menschen ins Spiel: in lyrischen Beschreibungen von Landschaften etwa, aber auch in slapstickhaften Schilderungen von Materialwiderspenstigkeiten.

Etwa, wenn das Paar orthopädischer Schuhe getauscht werden muss, das Fries vor 17 Jahren angepasst worden ist und

das seither gehegt, gepflegt und laufend modifiziert wurde. Als die Schuhe anfangen zu zerfallen, begegnet der Autor zunächst einer gut geölten sozial- und medizintechnischen Maschine: Er muss eine Verschreibung vorweisen, damit er die neuen Schuhe bekommt; die äußerst kurz ausfällt; sein Orthopäde schreibt: „Kenny Fries cannot ambulate without orthopedic shoes.“ Mit Fiberglas werden dann Abdrücke von seinen Füßen und Beinen genommen, nach denen die neuen Schuhe nach modernsten Maßgaben gefertigt werden. Sie sind sehr viel leichter, sehen schick aus, passen aber nicht. Nach viel erfolglosem Ausprobieren und Nachjustieren durch den Orthopädietechniker wird ein zweiter Versuch unternommen: die alten Schuhe werden in die Fabrik mitgeschickt. Sie werden dort abgegossen und mit dem Fußabdruck abgeglichen. Die neuen Schuhe kommen, passen erneut nicht und werden nach einigen Wochen weiterer, quälender Versuche in der hintersten Ecke des Schrankes abgelegt. Das Problem der neuen Schuhe ist nicht, dass sie nicht „passen“, sie passen exakt, aber sie sind nicht dazu in der Lage, sich, wie ihre Vorgänger, stützend anzuschmiegen. Das neue Material kann nicht, was das alte Leder konnte: aktive Mimesis.

Aktive Mimesis statt Anpassung

Zoë Sofoulis, die mich auf den Begriff *parahuman* gebracht hat², hat ihn ebenfalls von den Schuhen her gedacht. Sie bezieht sich auf das Eintragen von Schuhen, um den Ansatz des *mutual shaping*, also der gegenseitigen Formgebung zwischen Technischem und Organischem zu plausibilisieren. Man kann diese „wechselseitige Formgebung“ in verschiedene Richtungen denken: Sofoulis geht es um den nicht-intentionalen, ungeplanten Charakter der Inter- oder Kooperationen; um eine praxeologische, und dem entsprechend „kleine“ Auffassung von der Struktur und Prägekraft von Prozessen ohne Subjekt. Sofoulis hatte dabei wahrscheinlich nicht vor Augen, dass Martin Heidegger – zwar in einem ganz anderen Tonfall, der voll Pathos die

Ursprünglichkeit bäuerlicher Praktiken beraunt, aber in der Sache der Actor-Network-Theory durchaus verwandt – van Goghs berühmtes Schuhgemälde beschrieben hatte: „Aus der dunklen Öffnung des ausgetretenen Inwendigen des Schuhzeugs starrt die Mühsal der Arbeitsschritte. In der derbgediegenen Schwere des Schuhzeugs ist aufgestaut die Zähigkeit des langsamen Ganges durch die weithin gestreckten und immer gleichen Furchen des Ackers (...). Auf dem Leder liegt das Feuchte und Satte des Bodens. Unter den Sohlen schiebt sich hin die Einsamkeit des Feldesweges durch den sinkenden Abend. In dem Schuhzeug schwingt der verschwiegene Zuruf der Erde (...) Durch dieses Zeug zieht das klaglose Bangen um die Sicherheit des Brotes, die wortlose Freude des Wiederübstehens der Not, das Beben in der Ankunft der Geburt und das Zittern in der Umdrohung des Todes. Zur *Erde* gehört dieses Zeug und in der *Welt* der Bäuerin ist es behütet.“³

Der signifikante Unterschied zwischen Heidegger und Sofoulis ist freilich, dass ersterer die Praktiken der bäuerlichen Welt gegen die neuzeitliche Technik, das Gestell, beschwört, während Sofoulis, wie andere Vertreterinnen der Actor-Network-Theory, aus den kleinen Alltagspraktiken Erkenntnisse über genau diese, also die moderne Technik, zu gewinnen hofft. Dieser gemeinsame Referenzrahmen mag uns hier aber vor allem daran gemahnen, dass man mit einem Fokus auf die Praxis nicht so ohne weiteres auf der sicheren Seite einer kleinen, einer minoritären Theorie ist.

Betrachtet man den Komplex der aktiven Mimesis technikhistorisch, kann man ihn in der Prothetik und der Kybernetik situieren. Das Prinzip der aktiven Mimesis findet sich z. B. in Oliver W. Holmes' Text *The Human Wheel, It's Spokes and Felloes* von 1863. Der Bezugspunkt ist hier der Sezessionskrieg und die im Anschluss daran sich als Industriezweig etablierende Prothesenindustrie. Das Emblem seines Textes bildet ein stilisiertes Rad, das sich aus Beinen als Speichen und Füßen als Felgen zusammensetzt. Die biomechanischen Studien seiner Zeit und die Technik der Schnappschussfotografie (*instantaneous photography*⁴) geben ihm dieses Bild ein: Aus der einschlägigen Studie von Wilhelm und Eduard Weber, *Die Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge* (1836), übernimmt er die Konzeption des menschlichen Gangs als Pendelbewegung. Dazu kommt das der fotografischen Evidenz geschuldete Wissen über die Abrollbewegung von der Ferse zur Zehenspitze. Muybridges und Mareys visuelle Beweisführung vorwegnehmend erstellt Holmes Zeichnungsserien Gehender, um die verschiedenen Phasen des Gangs darzustellen. Seine Schlussfolgerung ist: „Walking, then, is a perpetual falling with a perpetual self-recovery.“ Und weiter: „Man is a *wheel*, with two spokes, his legs, and two fragments of a tire, his feet. He *rolls* successively on each of these fragments from heel to toe.“⁵ In Holmes' Text wird dann sukzessive der Unterschied zwischen Organ und Apparat in einem dynamischen Vorgang aufgehoben.

Die Brüder Weber hatten in ihrer Studie über Apparate bereits darüber spekuliert, wie, von den funktionalen Prinzipien menschlichen Gehens aus, Gehmaschinen konstruiert werden könnten. Das Ziel ihrer Studie sei die Formulierung von anwendbaren *Vorschriften zum Bau von Maschinen, welche wie der Mensch von zwei Stützen getragen und durch deren abwechselnde Streckung und Schwingung fortbewegt werden*.⁶

Die Idee von kolossalen *walking machines*⁷ der Zukunft inspirierte Holmes zwar, initiierte jedoch anderes, nämlich die Präsentation von im Hier und Jetzt praktizierter Schuh- und Prothesenherstellung. Holmes Bewunderung für die „unsichtbaren“ Prothesen eines Dr. Palmers hat zwei Fluchtpunkte: die soziale Integration der Prothesenträger und die anatomische Plausibilität der Prothesenkonstruktion. Erstere resultiert in ein Plädoyer für größtmöglichen Naturalismus der Prothese. Während die Konzeption des *human wheel* den menschlichen Gang als funktionale Abfolge begreift und an Prothesen mit nichtmenschlicher Morphologie denken lässt (etwa an Rollstühle), drängt das soziale Argument auf möglichst genaue Nachahmung der natürlichen Morphologie. Mit Blick auf die anatomische Plausibilität von Gehhilfen beschreitet Holmes jedoch das Terrain einer funktional-rückkoppelnden Idee des Körpers. Er eröffnet Regionen des Nachdenkens, die sich nicht mehr auf einen naturgegebenen menschlichen Körper als Ursprung und Ziel von Technik zurückbeziehen lassen, sondern auf das Gebiet nichtmenschlicher Existenz, auf das Gebiet von *vegetable* und *animals* führen. Die sechs beidbeinig amputierten Veteranen (*nullipeds* in Holmes Sprache), die er beim Training beobachtet, würden dank der Prothesen zu *bilignipeds*, zu „hybrids between the animal and the vegetable world.“⁸ Sprachlich und bildlich lässt Holmes in seiner Diskussion der Prothetik den Menschen *wie er ist* hinter sich. Als Patriot phantasiert er freilich weiter von einer Verbesserung des U.S.-Menschen, einer Menschenart, die mit Hilfe technischer Potenz über die *Anthropotechniken* (Peter Sloterdijk) der Alten Welt triumphieren soll: „We profess to make men and women out of human beings better than any of the joint-stock companies called dynasties have done or do it.“⁹

Als ebenso zukunftsweisend wie die Prothesentechnik erscheint Holmes – und damit komme ich zu Kenny Fries zurück – ein bestimmtes Herstellungsverfahren von Schuhen. Holmes' Lobeshymne ist an einen gewissen Dr. Plumer adressiert, der als Befreier der unterdrückten Organe (es geht um deformierte Zehen) gefeiert wird. Dr. Plumer sei der „Garrison of these oppressed members of the body corporeal. He comes to break their chains, to lift their bowed fingers, to strengthen their weakness, to restore them to the dignity of digits.“¹⁰ Im Krieg, den die Füße, mit schlechtem Schuhwerk ausgestattet, gegen die Härte des Asphalts auszufechten hätten, wären die plumerschen Schuhe ein großer Fortschritt. Was Holmes besonders fasziniert, ist, dass die Schuhe von vorneherein mit Blick auf die erforderlichen wechselseitigen Anpassungsprozesse zwischen Schuh und Fuß hergestellt werden: Der Schuhfabrikant lässt sich einen gut eingegangenen Schuh des Kunden geben, um den neuen entsprechend der Abnutzungsspuren zu formen. Die zukünftige Passung wird mit Hilfe einer technischen Abnahme der Geschichtlichkeit des Schuhs antizipiert – aktive Mimesis.

Der Passungsvorgang wird durch diese antizipative Zeitstruktur invertiert. Im Probierzimmer des Prothesentechnikers, der „nursery of immature lignipeds“ gewinnt Holmes dann ebenfalls den Eindruck, der Anpassungsprozess liefe so ab, „as if the artificial leg were the scholar, rather than the person who wears it.“¹¹ Im Gesichtskreis der praktischen Arbeit an der Verbesserung von Körpern und im weiten Echoraum des Konzepts der Anpassung von Organismen an ihre Umwelten sind bei Holmes soziale „Passung“ und technische „Anpassung“ außerdem bei-

nahe deckungsgleich. Gesellschaftlicher Erfolg durch Unauffälligkeit verbindet sich mit einer antizipierenden Passung als Herstellungsprinzip von körpermodifizierenden Artefakten. Beides sind Wegmarken in der Etablierung flexibel-normalistischer Systeme der Selbsteinrichtung, die ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert formalisiert und implementiert werden.¹²

Körpermodifizierende Artefakte antizipieren hier also einen zukünftigen Körper und dessen Bedürfnisse. Die Zukunft des Körpers wird im Prozess der Herstellung des Artefakts aus seiner Vergangenheit heraus modelliert, wobei – und das ist ein Problem – von einer Kontinuität zwischen vergangenen und zukünftigen Bedürfnissen und Bewegungsmustern ausgegangen wird. Dieses Prinzip findet sich bis heute in allen „selbst lernenden“ technischen Systemen, etwa in „intelligenten“, benutzerorientierten Computeranwendungen. Und bis heute finden die rekursiven Effekte einer antizipierenden Anpassung, also der Umstand, dass durch den technischen Eingriff der Körper grundlegend verändert ist, zumeist wenig Beachtung. Das Sich-einstellen-Können auf zukünftige Erfordernisse mag eine menschliche Grundkompetenz sein, es bleibt jedoch zu fragen, was es bedeutet, wenn Körper mittels technisch-funktionaler Modellierungen für die Zukunft eingerichtet werden. Der hohen Plastizität und Adaptibilität des menschlichen Körpers und seines Verhaltens wird eine technische Modellierung ebenso wenig gerecht werden können wie den je individuellen Rhythmen von Wachstum und Verfall und all jenen unvorhersehbaren Wendungen, die ein Leben auszeichnen. Technisch antizipieren kann man nur Körper, deren zukünftiges Verhalten – wenigstens im Groben – bekannt ist, Körper, die sich innerhalb vorhersehbarer und wahrscheinlicher Zonen von Bedürfnissen bewegen.

Partner im Tumult

Mein zweites Beispiel nimmt hingegen die spinozistische Grundannahme – dass wir nie wissen können, was ein Körper vermag – zum Ausgangspunkt. Das Beispiel stammt aus Donna Haraways Buch *When Species Meet*.¹³ In diesem Buch denkt Haraway weniger über die technisch-biologischen Hybridwesen nach, die sie berühmt gemacht haben, als über die Beziehung zwischen Menschen und Tieren. Umso erstaunlicher ist, dass in der Mitte des Buchs ein kleines Kapitel über ihren Vater eingebaut ist, der – um beim Thema zu bleiben – Sportreporter war und sich aufgrund einer tuberkulösen Knocheninfektion Zeit sei-

nes Lebens auf Krücken und in Rollstühlen fortbewegte. Haraway stellt zwei Momente in den Vordergrund: Erstens das Verhältnis von Erzählung und Welt und die weltschaffende Kraft von Worten und zweitens den Umgang ihres Vaters mit den verschiedenen technischen Hilfsmitteln. In beiden Fällen ginge es darum, so Haraway, „im Spiel zu bleiben“. „Im Spiel bleiben“, das heißt, Beziehungen weiterzuspinnen, die körperlich-zeichenhafter Natur sind. Auf diese Art und Weise wird auch eine Biographie hergestellt: Durch die Verknüpfung von *bios* mit *graphie*, von gelebtem Leben und ihrer zeichenförmigen Bearbeitung. Haraway hebt darauf ab, dass die spezielle Biographie ihres Vaters nicht schreibbar ist, ohne seine schreibende Beziehung zum Sport einerseits und zu seinen Krücken und Prothesen andererseits. Diese hätten auch noch in die Bewegungsmuster der nächsten Generation hineingewirkt. Ihre beiden Brüder hätten sich den prägnanten Gang ihres Vaters angeeignet, obwohl sie vollkommen gesund waren. „Im Spiel bleiben“, das meint auch die Hingabe des Vaters an seinen Beruf, die wiederum ein ganzes Netzwerk an Technologien auf den Plan rief. Selbst nachdem seine Berufstätigkeit beendet war, verfolgte er seine Passion weiter: Mit Hilfe einer aufwändigen Satellitenanlage, durch das Kommentieren der Spiele am Telefon usw. Die Worte, die Haraway für die Rolle der Technik im Leben ihres Vaters findet, betonen den Ermöglichungscharakter von Technik, ohne der Technik gleich alles zuzutrauen und zuzumuten. Die Subjektivierung des Vaters als professioneller Sportreporter erzählt sich nicht nach dem Muster des „trotzdem“: Obwohl er behindert war, wurde er Sportreporter. Im Gegenteil, sie sagt, er habe stets seine „Autonomie-in-Relation“ vorgelebt. Es war eine Autonomie, die sich innerhalb von Verhältnissen und Verbindungen hergestellt hat, eine Autonomie in Transaktion darstellte. An anderer Stelle bezeichnet sie die *assemblage* aus Mensch und Apparat, die ihr Vater war, als *mess-mates*. Die Neuprägung ist schwer zu übersetzen, aber man könnte sagen: Partner in Unordnung, Partner in einem Tumult. Obwohl der Technikfeindlichkeit unverdächtig, fällt ein Gerät in Haraways Erzählung aus dem Spiel heraus: Der letzte Rollstuhl ihres Vaters, technisch der bei weitem fortschrittlichste, war kein *mess-mate* mehr. Nicht, weil mit seinen technischen Details irgendwas nicht in Ordnung gewesen wäre, sondern weil er zu einem Zeitpunkt „ins Spiel“ kam, als dieses für ihren Vater „ausgespielt“ war. Es ging nun ums Sterben und der Rollstuhl war dabei kein Partner mehr.

Konsequent sucht Haraway hier nach Begriffen, die ihr erlauben, die Opposition von Humanismus und Posthumanismus zu um-



Karin Harrasser

Karin Harrasser ist Professorin für Kulturwissenschaft an der Kunstuniversität Linz. Nach einem Studium der Geschichte und der Germanistik Dissertation an der Universität Wien. Habilitation an der Humboldt-Universität zu Berlin über Prothesen. Figuren einer lädierten Moderne (erscheint demnächst bei Vorwerk 8, Berlin). Neben ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit war sie an verschiedenen kuratorischen Projekten beteiligt, z. B. NGBK Berlin, Kampnagel Hamburg, TQ Wien. Mit Elisabeth Timm gibt sie die Zeitschrift für Kulturwissenschaften heraus. Letzte Publikation: Körper 2.0. Über die technische Erweiterbarkeit des Menschen, Bielefeld: transcript 2013.

Kontakt: karin.harrasser@ufg.at

gehen oder zu unterlaufen. Denn nicht nur was Technologien können oder wir mit ihnen können, ist von Bedeutung, sondern auch die Art und Weise, wie wir darüber sprechen. Ihre Figuren, egal ob sie Cyborg heißen oder „Mein Vater der Sportreporter“ sind so verstanden zuallererst Figuren, die ein Problembewusstsein verkörpern. Ihr Credo ist: Wenn unsere Technokörper eine Erbschaft der modernen Wissenschaften und der kapitalistischen Wertschöpfung sind, gilt es, sich in diese Abstraktion hineinzu-begeben und sie von innen zu bearbeiten. Ein Ja zu Technologien muss aber nicht zwingend ein Ja zur Unvermeidbarkeitshypothese oder von *enhancement* und Selbststeigerung sein. Den Technokörper im Modus des Futur II zu begreifen heißt, ihn als einen zu verstehen, von dem wir immer erst hinterher gewusst haben werden, wozu er fähig gewesen sein wird. Es gilt, ihn nicht fahrlässig in die Zukunft seiner Perfektionierung zu projizieren und damit die gegenwärtigen, konkreten Körper dem Druck der andauernden Selbstverbesserung auszuliefern.

Mit einem Verständnis des Körpers im Futur II kommen wir in die Nähe dessen, was Thomas Macho *inklusive Humanismus*¹⁴ nennt. Es wäre ein Weg, der den Humanismus zuallererst als einen historisch spezifischen Weg bestimmt. Dabei tritt zu Tage, dass der Humanismus auf einer spezifisch abendländischen Definition des Menschen aufsetzt, die als solche problematisch ist: Der Humanismus der Aufklärung als „regulative Idee“ (Immanuel Kant) ging vom Menschen als einem rational entscheidenden, über sich selbst und seinen Körper verfügenden Individuum aus. Mit der Zeit konnten sich Sklaven, Frauen und Anderskörperliche ebenfalls Zugang zu den Rechten für Menschen verschaffen, indem sie ihre Rationalität, Nützlichkeit und Selbstbeherrschung unter Beweis stellten. Mit Macho und Haraway geht es mir darum, die Population der Handelnden und dabei den Humanismus selbst zu erweitern. Das wäre ein Humanismus, der nicht von einer Definition „des Menschen“ ausgeht, nicht von „Mensch-Sein“ als einer unveränderbaren Qualität, sondern vom Humanismus als einem Horizont, in den potenziell vieles und viele eingeschlossen sein können, die gemeinhin nicht als Menschen gelten.

Damit ist eine Arena des Handelns anvisiert, die teilsouveränen Akteuren (die wir letztlich alle sind) Raum gibt. Es ist die Idee einer politischen Arena, in der ungezählten Akteuren Artikulationsfähigkeit zugetraut wird und nicht nur denjenigen, die sich vernünftig äußern und souverän agieren. Ein zentrales Momentum dafür ist, wer überhaupt gehört wird und ob Widerspruch möglich ist. Haraway verwendet dafür das Wort *response-ability*, Respons-abilität. In jeder Situation muss es das zentrale Anliegen sein, allen die Möglichkeit einer Erwiderung, eines Widerspruchs zu geben. Es müssen Vorkehrungen dafür getroffen werden, dass möglichst alles sich melden kann. Besser als der Begriff *posthuman* scheint mir dafür derjenige der *assemblage* zu passen, der in den Blick nimmt, wie in heterogenen Ensembles – und ohne dass dabei vorneweg ein Konsens über Ziele vorliegt – Verfahren, Objekte, Erfahrungen fabriziert werden. Vielleicht wäre, das ist mein letzter Vorschlag, aber eben noch passender: *parahuman*, ein Begriff, der weniger an eine friedliche Koexistenz als ein wildes Neben- und Durcheinander von unterschiedlichen Existenzformen denken lässt.

Anmerkungen

- 1 Fries, Kenny (2007): *The History of My Shoes and the Evolution of Darwin's Theory*. Boston: Da Capo Press.
- 2 Zoë Sofoulis schlug den Begriff „parahuman“ bereits 2002 vor: Sofoulis, Zoë (2002). Post-, nicht- und parahuman. Ein Beitrag zu einer Theorie soziotechnischer Personalität. In: Angerer, Marie-Luise, Kathrin Peters und dies. (Hg.): *Future Bodies. Zur Visualisierung von Körpern in Science und Fiction*. Wien, New York: Springer, S. 273–297.
- 3 Heidegger, Martin (1972). *Holzwege*. Frankfurt a. M.: Klostermann, S. 19.
- 4 Holmes, Oliver Wendell (1863). *The Human Wheel, Its Spokes and Felloes*. In: *The Atlantic Monthly* 67, S. 567–580, hier S. 568.
- 5 *Ibid.*: S. 571.
- 6 *Ibid.*: S. 209.
- 7 Holmes: „Human Wheel“, S. 568.
- 8 *Ibid.*: S. 578.
- 9 *Ibid.*: S. 580.
- 10 *Ibid.*
- 11 *Ibid.*: S. 577.
- 12 Vgl. dazu etwa Krause: „Normierende Prüfung“; Rieger, Stefan (2003). *Kybernetische Anthropologie. Eine Geschichte der Virtualität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp; Harrasser, Karin (2009). *Passung durch Rückkopplung. Konzepte der Selbstregulierung in der Prothetik des Ersten Weltkriegs*. In: Fischer, Stefan, Erik Maehle und Rüdiger Reischuk (Hg.): *Informatik 2009. Im Focus das Leben*. Bonn: Gesellschaft für Informatik, S. 788–801.
- 13 Haraway, Donna (2007). *When Species Meet*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- 14 Vgl. Macho, Thomas (2013). *Tiere, Menschen, Maschinen: Für einen inklusiven Humanismus*. In: Liessmann, Konrad Paul (Hg.): *Tiere. Der Mensch und seine Natur (Philosophicum Lech 16)*. Wien: Zsolnay, S. 153–173.

